

Zeitschrift:	Das Rote Kreuz : officielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes
Herausgeber:	Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz
Band:	3 (1895)
Heft:	23
Artikel:	Erinnerungen an das Kriegsjahr 1870/71
Autor:	[s.n.]
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-545162

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

•• Das Rote Kreuz. ••

Das rote Kreuz, wir sollten's alle tragen,
Und wär' es auch als Lebenssinnbild nur;
Die Welt ist an ein Riesenkreuz geschlagen,
Denn blutig ist lebendige Natur.

Der Menschensohn, dem sie die Arme spannten
Ans schmiede Holz des Todes und der Qual,
Er ist der Führer nur von Ungeahnten,
Die Gleiche dulden, ewig, ohne Zahl.

Ob Tier, ob Mensch, ob in der Stadt, im Walde,
Im blut'gen Feld der Schlacht, im engen Haus,
Es mündet in die Todeshattenhalde
Zuletzt ein jeder Pfad des Lebens aus.

Doch jene ausgespannten Arme waren
Zum Heil gehestet an das Todesjoch;
Die Bruderliebe rein zu offenbaren,
War im Erstarren ihre Meinung noch.

Und so quillt uns aus Leiden auch Erbarmen,
Wir seh'n ein Wunder über Wunden ruhn:
Mit an das blut'ge Kreuz geschlag'nen Armen
Der Liebe Geist das Werk der Liebe thun.

J. B. Widmann.



Erinnerungen an das Kriegsjahr 1870/71.

Es ist eine Eigentümlichkeit des menschlichen Gemütes, daß es nur unvollkommen sich hineindenken kann in die Schrecken der Sturmnesnacht, wenn die Sonne vom blauen Himmel niederstrahlt. So vermag sich auch gar mancher das Elend und das Grauen, das den Krieg begleitet, nicht vorzustellen, während er des Friedens Gaben genießt, und bleibt fast gegenüber dem Appell des Roten Kreuzes; erst wenn die Kriegsfurie entfesselt ist und die jammervollen Berichte aus nächster Nähe auf ihn eindringen, fängt er an, das maßlose Unglück zu begreifen. Dann freilich öffnet er seine Truhen und giebt reichlich, um die Not zu lindern. Alle diese Menschen — und es giebt deren so viele — bedenken nicht, daß wenn wir nicht schon im Frieden das Hülfswerk vorbereiten und den Unterstützungsdiensst erst organisieren, wenn die Kriegslazarete mit Unglüdlichen sich füllen, uns eine kostbare Zeit verloren geht. Sie bedenken nicht, daß so manches Notwendige sich überhaupt dann nicht mehr oder mit viel mehr Mühe und Kosten beschaffen läßt und daß es beim Ausbruch des Krieges zu spät ist, um an die Ausbildung von Krankenwärtern zu gehen. Diesen unserer guten Sache so schädlichen Indifferentismus zu bekämpfen, ist es von Nutzen, aus dem gewaltigen Kampfe von 1870 einige Bilder herauszuholen und an der Hand der Berichte der Basler Agentur des internationalen Komitees zu zeigen, wie ungeheuer die Aufgabe sein kann, die im Ernstfall uns erwächst. Viele werden zur Einsicht gelangen, daß es nicht überflüssig ist, im Frieden für die Zwecke des Roten Kreuzes zu sorgen, und daß es nach Ausbruch des Kampfes der opferwilligsten Freigebigkeit nicht gelingen wird, das zuvor Versäumte nachzuholen.

Als man im Juli des Jahres 1870 am Ausbruch des Krieges nicht mehr zweifeln konnte, versügte sich der Präsident des „Internationalen Centralkomitees zur Unterstützung verwundeter Krieger“, das seinen Sitz in Genf hatte, nach Basel, um dort eine Agentur einzurichten, von der aus die Hülfelieistung geleitet werden sollte. Diese Agentur hatte nun

für die Sammlung der Liebesgaben und deren Verteilung an die Hülfsstellen in den beiden am Kampfe beteiligten Ländern zu sorgen. Am 2. August kam das erste Paket Verbandzeug, am 29. Juli schon das erste Geld auf der Agentur an; am 1. September waren etwa 26,000 Franken eingegangen neben unzähligen Materialsendungen. Aber schon anfangs Oktober hebt die Agentur die Klage an, daß die Gaben an Material sehr abnehmen und stocken, und bittet dringend, mit den Spenden fortzufahren. Um zu zeigen, wie bedeutend der Bedarf an Geld und Material ist, teilt sie das Beispiel der Ambulance in Bischwiller mit, die bei einem Bestand von 200 Kranken wöchentlich circa 1500 Franken nur für Nahrungsmittel und Pflegekosten brauchte, und trotzdem sie neben reichen Geldspenden Medikamente, Verbandzeug, Kolonialwaren &c. gratis erhielt, in kurzer Zeit vor einem Defizit von über 7000 Fr. stand. Auf diesen Appell hin fingen die Gaben wieder an, reichlicher zu fließen; wie notwendig sie waren und wie gut sie gebraucht werden könnten, möge folgender Bericht des Schweizerarztes Dr. Burchardt aus Courcelles vor Metz illustrieren:

„Es fehlt hier an allem. Auf 200 Einwohner hatten wir gestern (13. Oktober) 303 Kranken und Verwundete. Täglich kommen 2—3 neue Transporte an. Alle Scheunen sind gefüllt; auf allen Heuböden, zum Teil ohne alle Decke, nur mit dem eigenen durchnässt Mantel bedeckt, liegen diese Armuten da und verlangen flehentlich trockene Strümpfe, Unterleibchen, wärmeende Kleider, überhaupt Schutz gegen die Kälte. Wir haben nichts ihnen darzubieten. Ich habe meine Ruhr- und Typhuskranken auf kalten Heuböden, ohne Fenster, nur mit Taglöchern versehen, deren Zugang schon für Gesunde halsbrechend ist. Dazu das kalte Regenwetter; vom Heizen ist natürlich keine Rede. Wir evakuieren fort, soviel es möglich ist, aber immer kommen neue, was bei dem gräßlichen Wetter ganz begreiflich ist. Auch Verwundete kommen täglich von den Vorpostenlinien hier an, denn hier sind wir mitten im Kriege. Es gibt für uns Ärzte kein deprimierenderes Gefühl, als da hilflos stehen zu müssen, wo es mit einem Stück Flanell gelänge, einen armen Burschen glücklich zu machen. Da kommen lange Wagenreihen bei stürmendem Regen an, gefüllt mit Kranken, denen wir nur mit Mühe ein Strohlager bereiten können. Soeben werden die Kirchenbänke zusammengeschlagen, um ein regen sichereres Quartier zu haben und ein Reservelokal für die Opfer einer neuen Schlacht. Auch die besseren Häuser haben wir ausgesucht, die Einwohner entlassen und die Kranken hineingelegt. Aus den Kirchenbänken werden Särge gemacht.“

Im gleichen Berichte der Agentur finden wir folgende Stelle: „In Frankreich dauert die Organisation einer Menge fliegender und fester Ambulancen in immer wachsender Proportion fort, allein noch ist man weit davon entfernt, auch nur die dringendsten Bedürfnisse gestillt zu haben...“ Und weiter: „...Ein noch nicht erwähnter, erst in neuester Zeit mit Macht auftretender Notstand ist derjenige der vielen französischen Gefangenen in den deutschen Depots und Festungen, nahe an 150,000 Mann an der Zahl. Viele von diesen Gefangenen sind erkrankt, viele leiden an Wunden, weitauß die meisten sind von Mitteln gänzlich entblößt. In Ulm sind nahe an tausend kranke und verwundete Soldaten, und die Hülfsmittel fehlen absolut. Der Typhus richtet sehr große Verwüstungen an unter diesen unglücklichen Franzosen, den Opfern so vieler Entbehrungen, und täglich sterben durchschnittlich zehn!...“

Aus Minden wurde der Agentur geschrieben: „Wir haben hier 400 Ruhr-, Typhus- und Blatternkranke; täglich nimmt die Zahl zu und wir haben die größte Schwierigkeit, ihnen Erleichterung und selbst das strikt Notwendigste zu verschaffen, denn es mangelt alles, hauptsächlich Leinwand. Von acht Sälen oder Baracken hat kein einziger der darin befindlichen Vieberkranken ein Hemd zum Wechseln, und mehrere, die sich besser befinden, fürchten aufzustehen, aus Mangel an Strümpfen. Mit dem besten Willen ist es unmöglich, das Nötige zu thun, ohne reines Leinen, warme Kleider, wollene Jacken, wollene Strümpfe u. s. w., die hier nicht vorhanden sind.“

Die Agentur that überall zur Linderung der Not, was in ihren Kräften stand; doch mag sie oft genug den Mangel der genügenden Vorbereitung gefühlt haben. Am 1. Nov. teilt sie mit, daß in Soulz-sous-Forêts bei Weissenburg, wo ein Komitee besteht, der Bedarf sehr stark sei, indem täglich große Züge von Verwundeten und Kranken, 700—800 Mann, passieren und zu erfrischen sind, während noch 33 Mann im Lazaret liegen. Die Ausgaben betragen 1200—1300 Fr. wöchentlich und das Komitee ist ganz auf die Hülfe von Basel angewiesen...

Aus Versailles berichtet Dr. Appia untern 2. November, daß die Strapazen und Krankheiten sich fortwährend mehren, daß die Hülfe des Staates für die Spitäler nicht im Verhältnis zum Bedürfnis steht und daß ohne die Mitwirkung der freien Hülfeleistungen der kalte Teil der Heere grausam geprüft worden wäre. — Wenn man bedenkt, wie groß das Elend trotz dieser gewaltigen menschenfreindlichen Anstrengungen immer noch war, muß man sich allerdings fragen: Wie wäre es ohne freiwillige Hülfe gegangen?!

In einem Bericht des Herrn Oberst Franz von Erlach aus Bern finden wir folgenden Passus: „...Außerst wohlthätig, aber von wenigen Militärärzten gehörig begriffen und benutzt, erscheint mir in diesen Tagen der Pflege die freiwillige Thätigkeit der Einwohner. Am schönsten sah ich dieselbe geordnet in Gorze, hart am Schlachtfelde von Mez, wo in jedem Bürgerhause meist zu ebener Erde ein Zimmer und eine Bewohnerin im schönsten Einverständnis mit den Ärzten für Verwundete bestimmt war. Die Wirkung der freiwilligen und häuslichen Pflege auf das Gemüt der Kranken im Vergleich mit der oft an Härte grenzenden Strenge der reglementarischen Lazaretpflege war mir so auffallend, daß ich daraus allein — abgesehen von den Vorteilen bezüglich Lüftung, Reinlichkeit, Nahrung — mir die statistisch hergestellten Vorzüge der Hauspflege erklären kann.“

Es ist interessant, zu sehen, wie andere Beobachter zu einer gegenteiligen Meinung kamen, und so sei denn auszugsweise wiedergegeben, was Dr. A. Burckhardt von Basel aus der Schweizer Ambulance in Lure später schrieb:

„...Nachdem ich längere Zeit in einem preußischen Feldlazarete an verschiedenen Orten und unter sehr verschiedenen äußeren Umständen thätig gewesen und reichlich Gelegenheit gehabt habe, die Einrichtungen kennen zu lernen, die der Staat den Verwundeten darbietet, war es für mich doppelt interessant, nun zum Schluß des Feldzuges noch einen Blick in die Leistungen der Privatpflege werfen zu können.

Die Erfahrungen im Garnisonsspital San Spirito in Verona hatten mir in eklatanter Weise die Schattenseiten überfüllter Militärspitäler vor Augen geführt, und mit einer gewissen Begeisterung erfaßte ich den Rat Pirogoffs, in Kriegszeiten gar keine stehenden Lazarete mehr zu etablieren, sondern die Schwerverwundeten zu einem bis dreien in den Familien der zunächst gelegenen Ortschaften unterzubringen. Pirogoff will, trotzdem die Blessierten, die hier oft wochenlang die schmutzige Wäsche anbehielten, so daß diese benutzten Bauernstuben intensiv nach faulem Eiter rochen, dennoch niemals so gute Resultate bei seinen Operierten und Verletzten gesehen haben, wie gerade unter diesen Verhältnissen.

Es schien mir nach solchen Beobachtungen nicht unpassend, die Frage aufzuwerfen, ob es nicht am Platze sei, daß alle Verwundeten, nachdem sie in den Ambulancen die erste Hülfe gefunden, aus den Händen der Militärbehörden in diejenigen freiwilliger Vereine übergingen, um von hier aus der Privatpflege übergeben zu werden. Wenn die Privatpflege selbst unter solch ungünstigen äußeren Verhältnissen dennoch die Leistungen der Militärspitäler weitaus übertrifft und ihr gegenüber eine nur unbedeutende Mortalitätsziffer aufweist, so sollten wohl die meisten Militärärzte mit Pirogoffs Rat einverstanden sein. Gewiß hätten auch die Militärbehörden nichts dagegen, wenn ihnen die schweren Sorgen und die hohe Verantwortlichkeit einer allen Anforderungen genügen solgenden Pflege und Behandlung der Blessierten von der Bevölkerung in zuvorkommender Weise abgenommen würden, welch' letztere in der Pflege der Verwundeten nur der Dankbarkeit Ausdruck geben würde, die sie den Vaterlandsverteidigern schuldig ist.

Diese Aufforderung zu einer ausgedehnten Aufbahnung der Privatpflege verwundeter Krieger wird nun besonders noch unterstützt durch § 5 der Genfer Konvention:

„Jeder in einem Hause aufgenommene und verpflegte Verwundete soll diesem als Schutz dienen. Wer Verwundete bei sich aufnimmt, soll mit Truppeneinquartierungen und teilsweise mit allfälligen Kriegskontributionen verschont werden.“

Dieser Artikel ist nun, so human er auch klingt, selbstverständlich im Felde nicht immer ausführbar, und wenn er dem Sieger vorschreibt, den Degen zu senken vor dem roten Kreuze und alle Häuser von den Lasten einer Einquartierung zu verschonen, in denen Blessierte sich befinden, so verlangt er oft Urmögliches. — Wo ist der Offizier, der nach einem anstrengenden Marsch in Schnee und Regen mit seiner Truppe ein Schloß oder eine einsame Ferme erreicht, wo er Ordre hat, Quartier zu beziehen, durch die Anwesenheit von ein paar Blessierten sich verpflichtet fühlte, mit seinen Leuten weiter zu marschieren, oder zu

bivouakieren, wo der Stadt- oder Gemeinderat, dem vom Feinde eine Kontribution auferlegt und der bei der Verteilung derselben auf seine Mitbürger jene von der Zahlung verschonen könnte, die in ihren komfortablen Häusern im Falle gewesen sind, Blessierte temporär aufzunehmen?

Trotzdem haben viele Franzosen, um den Unannehmlichkeiten einer Einquartierung zu entgehen, durch die Aufnahme eines oder mehrerer Blessierter sich unter den Schutz der Geifer Flagge begeben. Wie ich gehört habe, war in Orleans von dem Platzkommando nur das Haus von Einquartierung frei erklärt worden, in das mindestens sechs Blessierte nebst einem Krankenwärter waren aufgenommen worden, eine Verordnung, die ich, nach dem was ich in Lure erlebt, nur billigen kann. Es sei hier eingeschaltet, daß dieser Anschaunung später durch folgenden Zusatzartikel zur Genfer Konvention Rechnung getragen wurde:

„Art. 4. Gemäß dem Geiste des Art. Art. 5 der Übereinkunft und entsprechend den im Protokoll von 1864 erwähnten Vorbehalten wird erklärt, daß bei Verteilung der Lasten betr. Truppeneinquartierung und Kriegskontributionen der von den Einwohnern bewiesene mildthätige Eifer nur nach Maßgabe der Willigkeit Berücksichtigung finden wird.“

Abgesehen davon, daß es unwürdig ist, einen Verwundeten als Mittel zum Zweck — als Blitzableiter — zu benutzen und daß manche, die sich aus diesem Grunde einen Blessierten zugelegt haben, selbst kaum im Stande waren, des Lebens Unterhalt für sich aufzutreiben, ist zudem der Dilettantismus in der Behandlung der Schußwunden ein sehr gefährliches Spiel.

In Lure hatten die sich zurückziehenden Truppen Cremer's gegen 700 Blessierte zurückgelassen; zum größten Teil lagen sie alle auf Stroh dicht nebeneinander im Collège und wurden von Civilärzten, so gut es ging, verbunden. Die Furcht vor dem Wiedereinrücken deutscher Truppen bei der totalen Unmöglichkeit, einer neuen Invasion zu widerstehen, zeigte nur eine Schußwaffe — die Blessierten.

Als wir einige Tage später (den 2. Februar) in Lure einrückten, waren bereits alle Verwundeten aus dem Collège verschwunden; die meisten befanden sich in den Privathäusern der Stadt und der benachbarten Dörfer, wie die zahllosen Genfer Fahnen demonstrativ genug mitteilten; der Rest, worunter einige Schwerkrank, war am Tage unserer Ankunft von den Deutschen nach Giromagny evakuiert worden (eine große Zahl war allerdings bereits unter der Erde).

Der erste Tag war denn auch der Inspektion der in den Privathäusern sich befindenden Blessierten gewidmet, und ich muß gestehen, daß der Aufblick, der sich hiebei uns darbot, bei mir wenigstens all' jene Illusionen zerstört hat, die ich mir über den Wert der Privatpflege Blessierter aufgebaut hatte. Des gänzlichsten wurde ich hier befehrt von liebgewonnenen Ideen, die ich besonders für unsere Schweizer Verhältnisse als passend und ausführbar mir ausgemalt hatte. — Baader hat bereits darauf hingewiesen, daß die enorme Sterblichkeit der in Privatpflege sich befindenden Franzosen, die Ärzten und Laien auffallen müste, eben einfach den „vergiften Augen“ zugeschrieben wurde! — Die Quelle der Phänie war somit gefunden! Man versicherte uns, daß viele mit ganz unbedeutenden Schußverletzungen an einem heftigen Fieber zu Grunde gegangen seien, daß andere dazu noch eine „fluxion de poitrine“ acquiriert hätten, gegen die alle Mittel erfolglos gewesen; wer durfte jetzt noch an der Existenz des „barbarischen Giftes“ zweifeln!... — Und war es denn so ein Wunder, daß die Phänie gerade in Lure so grausame Ernte gehalten hat?

Der Civilarzt in der Sons-Préfecture, in der ca. 50 Blessierte in kleinen Zimmern und meist in sehr guten Betten lagen, hatte eine Idiosynkrasie gegen das — Wasser, das nichts nütze und die Wunden unnötig reize; auch Karbolsäure war für ihn ein überwundener Standpunkt. Der Geruch auf der Treppe und besonders in den kleinen Krankenzimmern war denn auch kaum zum Aushalten; von Reinlichkeit, impermeablen Unterlagen war natürlich keine Spur zu entdecken, Eiter und Fauche drangen in die Federn des Bettes, und wenn auch zuweilen eine neue Kompreße unter die Wunde geschoben wurde, so wurde dadurch das „Gift“ nur maskiert, aber nicht unschädlich gemacht. In der That keine ich kein größeres Gift für ein Lazaret als ein durchhauchtes Federbett, das bei allen Bewegungen des Kranken die versteckten Infektionsstoffe dem Zimmer mitteilt.

Wir konnten uns faktisch nicht entschließen, dem Wunsche des Maire zu entsprechen, in diesem durch und durch infizierten Präfekturgebäude unsere Ambulance aufzuschlagen, sondern

etablierten uns lieber in dem leeren Collège, wohin wir auch als erste Patienten sechs der Schwersten aus der Präfektur uns zu bringen ließen; vier von diesen sechs sind uns an Phämie gestorben! Besser befanden sich ca. 25 Blessierten, die in einem Damenpensionat (Madame Pinot) unter der Oberdirektion eines Fleischschniders verpflegt wurden. Große Säle mit durchgehenden Fenstern erlaubten einen genügenden Luftwechsel, während weibliche Hände die Anforderungen der Reinlichkeit kannten und denselben entsprachen. Schwämme, verschiedenfarbige Salben, besonders Höllensteine, Charpie und Binden bildeten den Heilapparat.

Aber auch dieses „Sichbesserbefinden“ der Blessierten war nur ein relatives, denn sobald man die Decke lüftete, Verbände und Wunden inspizierte, während die geflügelten Worte des tailleur en chef die Wirkung von Lapis und Salben auf den Heiltrieb der Wunden uns plausibel machen sollten, konnte man sich eines wehmütigen Lächelns nicht enthalten: in diesen Händen befanden sich komplizierte Frakturen, perforierende Gelenkschüsse, eine Röntgenfistel sc. Die Blessierten natürlich waren sehr gerne hier, und nur mit Benutzung der munizipalen Autorität gelang es uns später nach mehrmaligem Anlauf, wenigstens die Schwerverwundeten in unsere Ambulance transportieren zu lassen. Der Schneider wehrte sich mit allen Mitteln gegen diese Konkurrenz und mit dem ziemlich gefürchteten „Reformer“ wollten eben auch viele es nicht verderben.

Alle anderen Privatlazarets, deren wir gegen 12 inspiziert und die meist zwei, vier bis acht Blessierte enthielten, zeichneten sich nur durch die herrschende Unreinlichkeit und sinnlose Wundbehandlung aus. Ich erinnere mich, in keinem eine impermeable Unterlage gesehen zu haben, dafür aber monumentale Salbentöpfe, die „à discréteion“ von den Krankenwätern (versteckt gehaltenen Unverwundeten) benutzt wurden und wobei nach taktischen Grundsätzen gegen Größerwerden der Verjauchung sofort mit mehr Salbe „aufgefahren“ wurde.

Ein junger Unteroffizier mit Oberschenkelfleischschuß und Tetanus lag bei einem „Potator“ ärgerster Sorte, der zwar uns versicherte, Tag und Nacht am Bettende kniend auf die Respiration der Kranken zu lauschen. Bier Wochen lang wurde er von Baader „im Revier“ behandelt; und trotz mehrmals abgeschickten Tragbahnen und selbst polizeilicher Assistenz war es ohne den größten Skandal nicht möglich, den Armuten aus seiner schauerlichen Lage zu befreien. Später in die Ambulance aufgenommen, schwand unter großen Chloralgaben (zu 8 Gramm) der Tetanus; ob Patient schließlich geheilt, kann ich nicht angeben.

Eine Schußverletzung der Mittelhand, gleichfalls in der Privatpflege und zwar mit permanenten heißen Kataplasmen behandelt, zeigte (selbstverständlich) eine solche Schwellung der Hand mit Odem des Armes, daß ein preußischer Offizier, der diese „Revierfranken“ kontrollierte, uns dringend bat, den Patienten doch in unsere Ambulance aufzunehmen. In diesem Falle wollten aber der Patient und sein Wirt absolut nichts von diesem Projekte hören; auch sträubten wir uns gegen die Anwendung offener Gewalt, wobei zwar der Maire uns jedenfalls unterstützte hätte. — Eine hysterische Dame, die ein „faible“ für Oberschenkelverletzungen hatte und die trotz aller Aufforderungen, uns während der Krankenvisite mit ihren Besuchen zu verschonen, nicht wegbleiben konnte, mußte ich auf eine militärische Weise in die Schranken der Neugierde zurückweisen; ihren Blessierten aber hätte sie um keinen Preis der Welt uns überlassen. — Viele, die einen Leichtblessierten aufzunehmen geglaubt hatten, konnten das eintretende Fieber nicht begreifen und hatten keine Ahnung davon, daß eine irrationelle Behandlung auch im Falle sei, aus einer leichten Verwundung eine schwere, ja tödliche zu machen.

Natürlich hatten in den Privathäusern die Verwundeten, was sie begehrten; an Wein und geistigen Getränken wurde nicht gespart und auf Wunsch wurden die unverdaulichsten Genuss- und Lebensmittel ihnen verabfolgt. Sobald sie soweit hergestellt waren, daß sie das Bett verlassen konnten, trieben sie sich bis in die späte Nacht auf den Straßen umher, mit einer wahren Märtyrermeine von Haus zu Haus; an Stock und Krücke sich schleppend, appellierte sie nicht erfolglos an den Patriotismus ihrer Landsleute, der durch Verabreichen von gebrannten Flüssigkeiten ihnen am erwünschtesten entgegentrat.

Ein junger Zuave hatte in dieser neuen Art des Bettelns eine eigene Virtuosität. Mit einer Erfrierung der Zehen glücklich davongekommen, fingierte er aber, sobald er an die Fenster kam, wo er gewöhnlich zu einem kleinen Gläschen hereingerufen wurde, eine Luxation des Oberschenkels und erweckte so natürlich die größte Teilnahme.

Nichts macht einen unangenehmeren und widerlicheren Eindruck, als blesseerte Soldaten

in Uniform herumbetteln oder in betrunkenem Stadium auf den Straßen herumwanken zu sehen. Das sind eben auch Schattenseiten der Privatpflege, die daneben, wie wir gesehen haben, auch keineswegs als solche das Privilegium günstiger Heilresultate aufzuweisen hat. Diese so überaus ungünstigen Erfahrungen haben mich umso mehr überrascht, da ich im Oktober vier Wochen lang in einem preußischen Dorflazaret (Trémery bei Metz) thätig gewesen und außerordentlich günstige Resultate der Behandlung zerstreut untergebrachter Verwundeten geschen habe. Wir hatten dort dreizehn kleine Häuser mit einzelnen Verwundeten belegt; darunter waren allerdings zum Teil feuchte Zimmer und die Blessierten lagen meist alle auf Strohsäcken auf dem Boden; ebenso grassierten damals heftig Typhus und Ruhr, und dennoch konstatierten wir unerwartet günstige Heilungen. Schwere Oberschenkelfrakturen, perforierende Brust- und Bauchschüsse heilten auffallend rasch vor unseren Augen. Ein Oberschenkelamputierter konnte nach vier Wochen, ein Oberarmamputierter nach drei Wochen als fast völlig geheilt evakuiert werden. Pyämie, Tetanus, Septikämie, Gangrän etc. wurden nicht beobachtet.

Welcher Kontrast mit den in Lure gesammelten Erfahrungen, wo doch auch gewissermaßen ein Dorflazaret sich befand! — In Trémery waren es Deutschen, in Lure Franzosen; die Nationalität konnte diesen Unterschied unmöglich bedingen, noch weniger die Jahreszeit: dort ein nasskalter, regnerischer Oktober, hier kalter Januar und Februar. Der Hauptgrund dieses gewaltigen Unterschiedes liegt für mich zweifellos einzig in der Differenz der Wartung und Pflege.

Die Franzosen glaubten es gut zu machen, indem sie ihren Blessierten Speisen und Getränke, Konfitüren und Zuckerzeug à discrédition verabfolgten; sie glaubten mit elastischen Federvettern und kostbaren duftenden Salben, mit Berücksichtigung der Wünsche ihrer Patienten bei der Art und Wiederholung der Verbände der ihnen anvertrauten Verwundeten eine gute Pflege darzubieten. Der Erfolg hat auf alle Zeiten gezeigt, welch' traurige Folgen einem solchen Lazaret-dilettantismus beschieden sind.

In Trémery hingegen waren es Ärzte, Lazaretgehülfen und Wärter, die nach den Grundsätzen der Kriegschirurgie ihre Verwundeten behandelten, verbanden und pflegten. Dem Geiste der Reinlichkeit mußte der Wille des Patienten sich fügen; die Verbände wurden wiederholt, so oft es nötig war, und nicht, so oft als die Blessierten es wünschten. Wenn statt Federn und Pessort nur ein Strohlager vorhanden war, so ist doch für die Verwundeten diese staatliche Militärpflege ungleich besser gewesen als die eben beschriebene Privatpflege.

Eine Privatpflege ist eben — das haben mir die Erfahrungen in Lure im Kontrast zu denen Pirogofts zur Genüge bewiesen — nur da nützlich und förderlich, wo Ärzte, geübte Wärter oder Wärterinnen zur Hand sind, und sollte nur in den Häusern erlaubt werden, in denen die drei Kardinalpunkte einer gedeihlichen Existenz, Luft, Licht und Reinlichkeit, auch im Privatleben nicht fehlen. Sind diese Bedingungen nicht vorhanden, so befinden sich die Verwundeten unbedingt besser in den Militärspitälern, resp. Baracken, denn alles unberufene Sichbeschäftigen mit Blessiertenbehandlung und Wundverbänden, sowie das Benutzen der Verwundeten als Schild gegen die Invasion ist ein unerlaubtes Spiel mit Menschenleben."

* * *

Und so geht nun die Thätigkeit der Basler Agentur Monate hindurch weiter; unermüdlich reisen ihre Delegierten in das teilweise okkupierte, teilweise noch vom Kampf durchstoßene Land und suchen mit ihren Sendungen an die Orte vorzudringen, von denen aus der Ruf um Hülfe ertönt war. Wie viel Mühe von diesen Herren aufgewendet, wie viel Ungezähmtheit von ihnen tapferen Sinnes ertragen wurde, entzieht sich der Schilderung; doch ist es gut, an ihre Leistungen zu erinnern, um die Opferfreudigkeit zu erhöhen, wo es sich um finanzielle Beiträge handelt. — Im Dezember kommen die Schlachten um Orléans, wo wir viele Schweizerärzte in den Lazaretten finden, die den massenhaft zuströmenden Verwundeten ihre Hülfe angedeihen lassen. Auch hier leisten die Sendungen der Basler Agentur außerordentliches. Am Ende des Jahres darf sie ausrufen: „Gott hat unser schwaches Werk gesegnet! Ohne die freiwillige Hülfe wäre das Elend berghoch angewachsen, so daß keine menschliche Hand mehr hingereicht hätte, auch nur dem Ärgsten zu wehren.“

Bis zum Friedensschluß hielt der Eifer der Basler Agentur unvermindert an, und es mag uns einen Begriff geben von der Thätigkeit, die sie entfaltete, wenn wir lesen, daß durch ihre Hände die Summe von 400,000 Franken in barem Gelde und in Naturalsien

eine nicht annähernd zu schätzende Menge floß. Hierbei sind die fast ebenso hohen Summen, die speziell für die Kriegsgefangenen gespendet wurden, nicht eingerechnet.

Wenn wir nun das Werk, das im Kriege 1870/71 vom Roten Kreuze gethan wurde, überblicken, so müssen wir zugestehen, daß Gewaltiges geleistet worden ist und daß das Solidaritätsbewußtsein der Menschen ihren leidenden Brüdern gegenüber sich glänzend dokumentiert hat. Nun ist aber kein Zweifel, daß die vom Roten Kreuz geleistete Hülfe noch viel wirksamer ausgefallen wäre, wenn man zuvor in ausgedehntem Maße seine Vorbereitungen hätte treffen können, und es ist nicht zu leugnen, daß trotz aller Schwierigkeiten die Lage der Helfenden damals günstiger war, als sie in einem kommenden Kriege sein dürfte.

Gleich nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges glaubte man allerdings, daß das geschlagene Volk auf unabsehbare Zeit hinaus entrüstet und der Friede auf lange Jahre gesichert sei; diese Zuversicht äußerte sich durch eine rapide Abnahme des Interesses für das Rote Kreuz, besonders in der Schweiz; nur wenige Sektionen entgingen der Auflösung. Seit dem Jahre 1882 aber fing diese optimistische Auffassung wiederum zu weichen an und Hand in Hand damit ging ein neues Aufblühen unserer Bestrebungen.

Wir sind freilich noch weit vom Ziele entfernt, denn wie die Weltlage heute ist, müssen wir mit einem Brände rechnen, der die größten Nationen Europas ohne Ausnahme in seine Flammen hüllt, und wenn unser Land dann glücklich verschont bleibt und wiederum die Rolle des hilfespendenden Samariters spielen darf, so wird seine Aufgabe eine ungleich größere sein und wir werden die Last der Unterstützung fast allein zu tragen haben, während die Basler Agentur ihre Hülfsquellen auch in Italien, Österreich, Russland, Schweden fließen sah. Unterschätzen wir auch nicht den ungeheuren Umschwung, der sich seit 1870 in der Wundbehandlung vollzogen; während die Agentur sich damit begnügen konnte, Ballen auf Ballen von Charpie, die von tausend und tausend Kinder- und Frauenhänden täglich gezupft wurde, in die Lazarete zu senden, muß in Zukunft ein mit viel Mühe und Umsicht zubereitetes Material in gewaltiger Menge vorhanden und müssen geschulte Krankenwärter in großer Zahl zur ersprießlichen Hülfe bereit sein. Es ist nicht daran zu denken, daß dieses Material in jenem Momente dem Bedürfnis entsprechend hergestellt werden könnte, und Vorräte davon zu sammeln, ist unerlässliche Pflicht für uns.

Ziehen wir daher aus dem Gesagten die Lehren für die Gegenwart und vergessen wir nie, daß das, was wir jetzt versäumen, sich an Tausenden unglücklicher Mitmenschen rächen wird.

Jean Henri Dunant, der Begründer des Roten Kreuzes.

Dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen der „Deutschen Verlagsanstalt“ in Stuttgart sind wir in der angenehmen Lage, unsern Lesern das Bild Dunants vorzuführen. Ein ganz besonders glücklicher Zufall hat es ferner gefügt, daß die getreuen Abbilder der beiden Kämpfer des Roten Kreuzes, Dunant und Miss Nightingale, gleichzeitig erscheinen können.

Über Henri Dunant ist in diesem Blatte eine Artikelserie aus kompetenter Feder erschienen; wer sich darum interessiert, wird auf die Nummern 17—21 verwiesen.

Dunant wurde am 8. Mai 1828 als der Sprößling einer alten Genfer Familie geboren. Beinahe sein ganzes Leben war dem Dienste der Menschlichkeit gewidmet. Als Verfasser des ungeheures Aufsehens erregenden Werkes „Souvenir de Solferino“ wurde er der geistige Vater und Begründer der Genfer Konvention und der Vereine vom Roten Kreuz. Heute lebt er in äußerst einfachen Verhältnissen im freundlichen Heiden, geistig frisch und voller Aufmerksamkeit das Wachsen und Gedeihen des von ihm ausgestreuten Samens beobachtend. Wir wünschen dem greisen Wohlthäter der Menschheit einen freundlichen Lebensabend und entbieten ihm anlässlich des Berner Bazaars, welcher dazu bestimmt ist, dem Werke Dunants neue Kräfte zuzuführen, unsern ehrerbietigsten Gruß!

